



ABDULRAZAK
GURNAH

DAS
VERSTEINERTE
HERZ

ROMAN

*Aus dem Englischen
von Eva Bonné*

 PENGUIN VERLAG

»Die Liebe beginnt
mit der Erinnerung an einen Segen;
danach entwickelt sie sich gemäß den Fähigkeiten
des Empfängers, sprich seinen Verdiensten.«

*Abu Said Ahmad Ibn Isa-al-Kharraz: Kitab al-Sidq
(Das Buch der Wahrhaftigkeit, 899)*

ERSTER TEIL

1 ZUCKERWATTE

Mein Vater wollte mich nicht. Als ich das merkte, war ich noch ziemlich jung. Ich hatte keine Ahnung, was mir vorenthalten wurde, und bis ich den Grund erriet, sollte noch viel Zeit vergehen. In gewisser Hinsicht war meine Ahnungslosigkeit ein Segen. Wäre ich, als ich es merkte, schon älter gewesen, hätte ich vielleicht besser damit leben können, das allerdings in Heuchelei und Hass. Vielleicht hätte ich Gleichgültigkeit vorgeschützt, auf meinen abwesenden Vater geschimpft und ihm die Schuld an allem gegeben, was war und anders hätte sein können. In meiner Verbitterung hätte ich mir vielleicht eingeredet, ohne Vaterliebe zu leben wäre nichts Besonderes und am Ende sogar leichter. Väter sind nicht immer einfach, vor allem, wenn sie selbst ohne Vaterliebe auskommen mussten; in dem Fall haben sie gelernt zu glauben, ein Vater bekomme immer seinen Willen, so oder so. Und wie alle Menschen haben auch Väter damit zu kämpfen, dass das Leben gnadenlos voranschreitet; oft haben sie kaum genug Kraft für ihr eigenes trostbedürftiges Ich, geschweige denn Liebe für das Kind, das in ihrem Leben aufgetaucht ist wie aus dem Nichts.

Ich kann mich jedoch an eine Zeit erinnern, in der es anders war, in der mein Vater nicht in einem winzigen Zimmer saß und mich mit eisigem Schweigen strafte, sondern mit mir lachte, mich durchkitzelte und in die Höhe warf. Die Erinnerung war ohne Ton und Sprache, aber ich hütete sie wie einen Schatz. In dieser *anderen* Zeit war ich vermutlich ein

kleines Kind, ein Baby, denn als ich mir ein klares Bild von meinem Vater machen konnte, war er schon der stille Mann von später. In den drallen Gliedmaßen der Kinder sammeln sich alle möglichen Erinnerungen und werden im Laufe des Lebens zum Problem; ob ihre Anordnung stimmt, bleibt ungewiss. Manchmal vermutete ich, dass ich mir das mit dem Kitzeln nur ausgedacht hatte, um mich selbst zu beruhigen, und dass einige Erinnerungen gar nicht meine eigenen waren. Ich hegte den Verdacht, andere Menschen könnten sie mir eingepflanzt haben, in guter Absicht und bei dem Versuch, die Lücken in meinem und ihrem Leben zu füllen. Sie erhöhten unseren ebenso planlosen wie langweiligen Alltag, indem sie ihm Struktur und Spannung andichteten und sich selbst weismachten, die Gegenwart habe sich in der Vergangenheit schon abgezeichnet. An diesem Punkt fragte ich mich, wer ich eigentlich war, bezog ich doch mein gesamtes Wissen über mich selbst aus den Schilderungen anderer Personen. Die eine erzählte mir dies, die andere das, und ich war gezwungen, mich der beharrlicheren von beiden zu beugen. Hin und wieder bekam ich die Gelegenheit, mich für jene Version meines jüngeren Ich zu entscheiden, die mir besser gefiel.

Manchmal erschienen mir meine Grübeleien schuldbeladen und zwanghaft. Ich meinte mich erinnern zu können, wie mein Vater neben mir auf der sonnigen Küchenschwelle saß. Aus seiner Faust ragte ein Holzstäbchen mit rosa Zuckerwatte, in die ich gerade mein Gesicht versenkte. Das Bild erschien mir wie ein in der Zeit erstarrter Moment ohne Vorgeschichte, Auflösung oder Folgen. Wie hätte ich ihn erfinden können? Trotzdem war ich mir nicht sicher, ob er wirklich passiert war. Mein Vater sah mich an und lachte auf seine

typische, atemlose Weise, legte sich die Hände an die Rippen, krümmte sich und konnte anscheinend gar nicht mehr aufhören. Er sagte etwas, was ich heute nicht mehr höre. Vielleicht hatte er gar nicht mit mir gesprochen, sondern mit jemand anderem. Vielleicht galten sein Lachen und seine Worte meiner Mutter.

Vermutlich trug ich ein kleines Unterhemd, das kurz unter dem Bauchnabel endete. Abgesehen davon war ich wohl nackt. Ich weiß das sogar ziemlich genau, weil ich ein Foto von mir gesehen habe, das mich in der Standardtracht des kleinen Jungen aus den Tropen zeigt und auf dem ich unbekümmert in unserer Straße stehe. Einem Mädchen hätte man niemals erlaubt, so herumzulaufen, aus Angst, seine Keuschheit und sein Anstand könnten Schaden nehmen. Was aber nicht bedeutete, dass ihm später im Leben irgendetwas erspart blieb. Ja, ich bin mir sicher, so ein Bild gesehen zu haben, das verschwommene, unvollständig entwickelte, wahrscheinlich mit einer Kastenkamera aufgenommene Foto eines halb nackten einheimischen Jungen von drei oder vier Jahren, der in jämmerlicher Passivität in die Linse starrt. Gut möglich, dass ich eine leise Panik empfand. Ich war ein ängstliches Kind, und die auf mich gerichtete Kamera hatte mich bestimmt verstört. Auf dem verblichenen Bild waren meine Gesichtszüge kaum zu erkennen, und nur Menschen, die mit meinem Aussehen sehr vertraut waren, hätten mich überhaupt identifizieren können. Der Abzug war zu hell, um den Schorf an meinen Knien, die Insektenstiche an meinen Armen oder den Rotz unter meiner Nase zu zeigen, aber scharf genug für das winzige, zu jenem Zeitpunkt unversehrte Bündel zwischen meinen Beinen. Ich kann höchstens vier gewesen sein, denn noch

trafen die Erwachsenenwitze über den kleinen Abdalla, der demnächst seine Kappe verlieren würde, nicht ins Schwarze. Beim Gedanken an die bevorstehende Beschneidung wanden kleine Jungen sich vor Grausen, und wenn eine alte Frau ihnen an die Hoden fasste und in gespielter Entzücken erschauerte und nieste, war das gar nicht mehr lustig, sondern der blanke Hohn.

Ich bin mir also sicher, dass das Foto vor meinem fünften Geburtstag aufgenommen wurde, als ich noch nicht zur Koranschule ging. In dem Jahr durfte ich zum ersten Mal mit meinen Eltern Taxi fahren. Eine Taxifahrt war ein besonderes Ereignis, meine Mutter machte viel Aufhebens darum und versprach, am Ziel würde es ein Picknick mit Vitumbua, Katesi und Samosas geben. Das Taxi hielt vor dem Krankenhaus. »Es wird nicht lange dauern«, sagte mein Vater, »gleich geht es weiter.« Ich nahm seine Hand und folgte ihm hinein. Noch bevor ich wusste, wie mir geschah, war mein kleiner Abdalla seine Kofia los und der Ausflug ein Albtraum aus Schmerzen, Verrat und Enttäuschung. Man hatte mich betrogen. Tagelang musste ich mit weit gespreizten Beinen dasitzen und Luft an meinen bandagierten Penis lassen, während meine Mutter, mein Vater und die gesamte Nachbarschaft zufrieden lächelnd auf mich hinunterblickten. Abdalla kichwa wazi.

Kurz nach diesem traumatischen Vertrauensverlust wurde ich in der Koranschule angemeldet. Zum Unterricht musste ich eine Kofia und einen wadenlangen Kanzu tragen und darunter kurze Hosen, damit meine Hände nicht auf Wanderschaft gingen, wie Jungshände es eben tun. Sobald ich gelernt hatte, meine Nacktheit zu bedecken – vor allem, nachdem sie durch Täuschung und Verstümmelung in mein Bewusstsein

gerückt worden war –, hätte ich meinen Körper nie wieder so unbefangen präsentieren oder in einem knappen Hemdchen auf der Schwelle sitzen können. Aus dem Grund bin ich mir sicher, dass ich erst vier war, als mein Vater Masud und ich in der Sonne saßen und er mich mit Zuckerwatte fütterte. Die Zärtlichkeit dieses Moments hing mir noch lange nach.

Die Schwelle gehörte zu dem Haus, in dem ich zur Welt gekommen war und meine gesamte Kindheit verbracht hatte. Ich verließ es erst, als mir keine andere Wahl mehr blieb, und danach, in der Zeit meiner Verbannung, rief ich mir jeden Zentimeter davon in Erinnerung. Ob aus verlogener Nostalgie oder echter Sehnsucht, weiß ich nicht, aber im Geiste lief ich noch jahrelang durch die Zimmer und atmete die verschiedenen Gerüche ein. Gleich hinter der Eingangstür lag die Küche. Dort gab es weder Steckdosen noch Einbauregale oder einen Elektroherd, nicht einmal eine Spüle. Es handelte sich um eine einfache, unmoderne Küche, düster und mit rauen, vom Holzkohlerauch verrußten Wänden. »Wie das Maul einer Bestie«, sagte meine Mutter immer. Der Ruß durchdrang alle frischen Kalkschichten und machte sich früher oder später als Grauschleier erneut bemerkbar. In der Ecke neben dem Eingang befand sich ein Wasserhahn, unter dem wir das Geschirr spülten und unsere Kleidung wuschen. Der billige Zementboden darunter war löchrig und bröckelig vom steten Tropfen des Wassers. Links von der Tür lag eine Matte, die selbst nach vielen Jahren noch nach Pflanzenfasern roch und auf der wir saßen, wenn wir aßen oder wenn meine Mutter Gäste empfing. Fremde Männer betraten das Haus nie, zumindest nicht, als meine Mutter jünger war, und selbst später blieb es die Ausnahme. So lebten wir, als ich ein

kleiner Junge war. Irgendwann wurde die Matte dann durch einen Tisch und Stühle ersetzt und dieses und jenes erneuert, um die Küche sauberer und moderner wirken zu lassen.

Eine Tür trennte den Eingangsraum vom Rest des Hauses, dem Innenbereich aus zwei Zimmern, einem schmalen Flur und einem Bad. Meine Eltern und ich schliefen im größeren der beiden Räume. Mein Kinderbett liebte ich sehr. Eine der Seiten ließ sich hochklappen, und wenn das Brett oben und das Moskitonetz festgesteckt war, kam ich mir vor wie im Bauch eines schwebenden Schiffs. Bis heute fühle ich unter einem Moskitonetz diese Art von Geborgenheit. Wenn meine Mutter viel zu tun hatte und ich ihr im Weg stand, brachte sie mich in mein Bettchen, weil sie wusste, dass ich dort gut aufgehoben war. Manchmal bat ich sogar darum, tagsüber hineinzudürfen, und dann lag ich hinter dem Brett und träumte stundenlang davon, in einem Geheimversteck und vor allen Gefahren sicher zu sein. Als ich zehn war, passte ich immer noch bequem hinein, und später schlief meine Schwester Munira darin.

Das kleinere Zimmer gehörte Onkel Amir, dem Bruder meiner Mutter. Durch den Flur gelangte man in einen schmalen Hinterhof, gerade breit genug für eine Wäscheleine. Hinter der Hofmauer schloss sich das Grundstück des Nachbarn an, ein unverheirateter, stiller Mann, der mit seiner Mutter zusammenlebte. Er war so schweigsam, dass ich lange Zeit nicht einmal seinen Namen wusste. Die Leute sprachen weder mit ihm noch über ihn. Seine Mutter verließ das Haus nie; ob sie krank war oder ob das zurückgezogene Leben ihr Angst vor der Welt eingeflößt hatte, wusste ich aber nicht. Unsere Nachbarn hatten keinen elektrischen Strom, und ihr Haus war stets so düster, dass ich, wenn ich mit einer Schüssel

Pflaumen hinübergeschickt wurde – Pflaumen waren damals etwas Besonderes –, im Halbdunkel kaum ihre Gesichter erkennen konnte. Nie drangen aus ihrem Hof Geräusche herüber, nur ganz selten war das leise Husten eines Mannes zu hören oder das Scheppern von Töpfen. Wenn ich nachts auf die Toilette musste, versuchte ich, die Augen geschlossen zu halten und meinen Weg zu ertasten. Ich wagte es nicht, zur Hintertür zu blicken, weil ich mir vorstellte, wie im trüben Schein einer Öllampe eine riesige, schemenhafte Gestalt hinter der Hofmauer auffragte.

Vor dem Haus gab es weder einen Garten noch einen Gehweg; alle Gäste traten direkt von der Straße ein. Wenn die Tür an heißen Tagen offen stand, blies die träge Brise den Vorhang tief in die Küche hinein. Als mein Vater und ich an jenem sonnigen Tag mit der Zuckerwatte auf der Schwelle saßen und draußen das Leben vorüberzog, standen unsere Füße also wahrscheinlich auf der Straße – vorausgesetzt, meine Beine waren schon lang genug. Die stille Gasse war mit Mühe breit genug für zwei Fahrräder. Das Blechdach unseres Hauses und das des Hauses gegenüber stießen in der Mitte fast zusammen und bildeten eine dämmrige, kühle Kammer, die jeden Fremden durch ihre intime Abgeschlossenheit verprellt hätte. Das Sonnenlicht fiel durch die Lücke zwischen den Dächern ein und streifte unsere Türschwelle nur kurz; das muss der Zuckerwattmoment gewesen sein.

Kein Auto hätte durch diese Gasse gepasst, aber das war auch gar nicht vorgesehen. Das ganze Viertel war für das Schlurfen und Tappen menschlicher Füße gebaut worden, für Schultern, die aneinanderstoßen, für Stimmen, Gemurmel und höfliche Grüße, Flüche und Gebrüll. Was wir brauch-

ten, wurde durch Muskelkraft und auf Handkarren herangeschafft. Die Straße war nicht so gerade, wie man es von einer richtigen Straße erwartet hätte, und die alten Pflastersteine waren abgenutzt durch die Jahre, den ständigen Verkehr und das Wasser, das in der Regenzeit darüber lief. Wenn spätabends schnelle Schritte auf das Pflaster schlugen, klang das immer sehr bedrohlich. Kurz hinter unserem Haus machte die Gasse einen ersten und dahinter einen zweiten Knick nach rechts. Abgesehen von den breiteren Straßen, die ins Landesinnere führten, krümmten unsere Wege sich mal hierhin und mal dorthin und passten sich dem Leben an, wie die Leute es damals führten. In unserem Viertel gab es zu der Zeit noch keine Villen mit Einfahrten und ummauerten Gärten, die Bewohner gingen einem eher bescheidenen Alltag nach. So sah es aus, als ich ein Kind und unsere Gasse ruhig, leer und noch nicht so verdreckt und überfüllt war wie später.

Das Haus der Nachbarn von gegenüber, ein Ehepaar, war so klein wie das unsrige, und die Türen standen einander gegenüber wie in einem Spiegel. Er wurde von allen nur Mahsen gerufen, ganz ohne Anrede, und sie war Bi Maryam. Mahsen, ein dünner, kleiner Mann, der als Kind wahrscheinlich sehr unter seinen Altersgenossen gelitten hatte, arbeitete als Bote für die Stadtverwaltung. *Bote* war eine offizielle, aber leicht irreführende Bezeichnung, denn eigentlich hatte er niemandem etwas zu überbringen. Stattdessen erledigte er für die Beamten und die Schreibkräfte alles Mögliche: eine Akte holen, einen Gast hinausbegleiten, kalte Getränke, eine Zigarette oder ein Brötchen besorgen, auf den Markt gehen, einen kaputten Ventilator zum Elektriker tragen – im Büroalltag rissen die Aufgaben nie ab.

Manche der Beamten und Schreibkräfte waren nicht einmal halb so alt wie er, doch Mahsen beklagte sich nie. Er war ein sanfter, leiser Mann, der immer lächelte. Seine Höflichkeit war grenzenlos und seine Frömmigkeit nicht von dieser Welt. Wenn er von der Arbeit nach Hause ging, grüßte er jeden, der ihm entgegenkam, und alle, die in seine Richtung blickten, wurden – je nach Vertrautheitsgrad, Geschlecht und Alter – mit einem Lächeln, einem Winken oder einem Händeschütteln bedacht. Er erkundigte sich nach der Gesundheit des einen und nach der Familie des anderen, und falls er unterwegs Neuigkeiten aufgeschnappt hatte, reichte er sie freigiebig weiter. Er stand jeden Morgen vor der Dämmerung auf, ging als einer der wenigen zum Fadschr in die Moschee, ließ im Laufe des Tages kein einziges der fünf Gebete aus und verhielt sich dabei so diskret, als hätte er etwas zu verbergen. Wäre er unbescheidener gewesen, hätten die anderen ihn als Frömmler verspottet. Selbst zu Kindern war er freundlich, im Gegensatz zu den anderen Erwachsenen, die junge Menschen mit Argwohn und Ablehnung betrachteten, ihnen Bosheit unterstellten und jederzeit mit einem Streich rechneten. Mahsen genoss einen tadellosen Ruf, wobei böse Zungen sich manchmal fragten, ob in seinem Kopf alles in Ordnung war.

Bi Maryam achtete weniger auf Diskretion und war in vielerlei Hinsicht das Gegenteil von ihrem Mann. Sie war stämmig, misstrauisch und streitlustig. Immerzu wies sie andere auf Mahsens Frömmigkeit und Großmut hin, gerade so, als könnte irgendwer daran zweifeln. »Ein Mann des Glaubens«, verkündete sie bei jeder Gelegenheit, »ein Auserwählter, seht nur, mit wie viel Gesundheit und gutem Aussehen Gott ihn

beschenkt hat. Ihr mögt neidisch sein, aber wenn der Herr ihn irgendwann zu sich ruft, wird er seinen gerechten Lohn empfangen!«

Sie verdiente etwas dazu, indem sie Brötchen und Pfannkuchen für die örtlichen Cafés buk, außerdem hatte sie zu allem eine Meinung, die sie gern kundtat, am liebsten so laut, dass alle Nachbarn und Passanten es hören konnten und auch sollten. Sie gab den Kranken gute Ratschläge, äußerte sich zu fremden Reiseplänen, wusste, wie man Fisch richtig grillt und was an den Gerüchten über irgendeine bevorstehende Verlobung dran war. Vor ihrer Tür verfielen alle Kinder in einen Laufschrift, aus Angst, angehalten und mit einer Aufgabe betraut zu werden. Eigenen Nachwuchs hatten Mahsen und Bi Maryam nicht. Bi Maryams größte Befürchtung war es, missverstanden zu werden, was die Leute offenbar immer und in böser Absicht taten. Mahsen selbst schien unter ihrer Stimme und ihren Ansichten weniger zu leiden. Mein Vater sagte einmal, wahrscheinlich sei er längst taub geworden und könne sie nicht mehr hören, andere meinten, es liege daran, dass Mahsen ein Heiliger sei. Manche glaubten, Bi Maryam kenne sich mit Medizin aus, sie misstrauten ihr, aber meine Mutter erklärte mir, das sei reine Unwissenheit. Sie selbst fürchtete Bi Maryam nur für ihre Streitlust und ihre schlechte Laune.

Bevor ihm die Dinge entglitten waren, hatte mein Vater jahrelang im Büro der Wasserbehörde in Gulioni gearbeitet. Jobs in der öffentlichen Verwaltung waren sicher und hoch angesehen. Ich war damals noch jung und kenne diesen Abschnitt seines Lebens nur aus Erzählungen. In meinen späteren Erinnerungen arbeitet er an einem Marktstand oder sitzt

untätig in seinem Zimmer herum. Sehr lange hatte ich keine Ahnung, was schiefgelaufen war, und nach einer Weile fragte ich nicht mehr nach. Es gab so vieles, was ich nicht wusste.

*

Der Vater meines Vaters, Maalim Yahya, war Lehrer. Ich habe ihn nie kennengelernt, weil er noch vor meiner Geburt zum Arbeiten in die Golfstaaten ging, aber einmal habe ich ihn auf einem Foto gesehen. Ich besuchte die Schule, an der er unterrichtet hatte, und im Büro des Direktors hingen mehrere Gruppenaufnahmen des Kollegiums. Jedes Jahr wurde eine angefertigt, sie bedeckten fast eine ganze Wand, allerdings war die Tradition irgendwann aufgegeben worden, denn aus der jüngeren Zeit existierten keine mehr. Die Lehrer, die während meiner Zeit dort unterrichteten, waren auf den Bildern ebenso wenig zu sehen wie der Direktor. Die Fotos boten einen flüchtigen Blick in eine mythische Vergangenheit, auf ernste Männer in langärmeligen weißen Button-Down-Hemden oder in Kanzu und Sakko. Die meisten lebten nicht mehr. Einige – welche, hätte ich beim Anblick der Gruppenbilder nicht erraten können – waren während der Revolution umgekommen. Dass damals auch Lehrer gestorben waren, wussten wir nur gerüchtehalber. Der Direktor hatte die Schule ebenfalls besucht und war von Maalim Yahya unterrichtet worden. Er deutete auf ein Foto.

»Dein Großvater. Er war meistens sehr streng«, sagte er. In Bezug auf einen Lehrer galt die Beschreibung *streng* oder *scharf* als Kompliment. Lehrer, denen es an Strenge mangelte, waren per Definition schwach und ließen sich von den

Kindern auf der Nase herumtanzen. »Hinter seinem Rücken haben die Schüler ihn Maalim Chui genannt«, erzählte der Direktor, »weil er sie angestarrt und mit Krallenhänden in die Luft geschlagen hat wie ein Tiger. Die Drohgebärde war so komisch, dass die Jungs am liebsten gelacht hätten. Aber sie lachten nie, denn wenn er wütend wurde, verstand er keinen Spaß mehr.« Als der Direktor mir den starren Blick und die Krallen demonstrierte, musste ich lachen. »Wenn wir etwas falsch gemacht hatten und er uns auf diese bestimmte Art ansah«, fuhr er in ernstem Ton und mit grimmiger Miene fort, wie um seine Autorität wiederzugewinnen, »machten wir uns fast in die Hose. Damals wurden wir beim geringsten Anlass geschlagen. Wer diesen Blick erntete, konnte sich also auf eine Kopfnuss einstellen, die aber natürlich weniger schlimm war als die Prügel, die andere Lehrer uns verpassten. Im Vergleich zu uns früher seid ihr eine verweichlichte Generation.«

Ich war in sein Büro bestellt worden, weil der Direktor mich für meinen Aufsatz über eine Radtour aufs Land loben wollte. Das Thema, das man uns vorgegeben hatte, stammte aus dem Englischbuch: »Wie hast du die Ferien verbracht?« Unter der Frage fand sich eine Zeichnung, die wahrscheinlich unsere Fantasie anregen sollte. Zwei lachende Kinder, ein Junge und ein Mädchen, jagten am Strand einem Ball hinterher. Ihre blonden Haare flatterten im Wind, während eine Frau mit kurzen hellen Haaren und ärmelloser Bluse ihnen lächelnd zuschaute. Eine weitere Zeichnung zeigte zwei andere Kinder, oder vielleicht auch dieselben. Diesmal spielten sie vor einem Haus, der Wind blies ihnen die Haare ins Gesicht, und im Hintergrund waren Bäume, eine Windmühle, ein Esel und ein paar Hühner zu sehen. Wie hatten

wir die Ferien verbracht? Bestimmt nicht wie die Kinder aus dem Schulbuch, denen die Haare ins Gesicht flogen, wenn sie Urlaub am Meer machten oder den Bauernhof ihres Großvaters besuchten und in einem alten Spukhaus neben einer Mühle Abenteuer erlebten. Für uns bedeuteten Ferien nur, dass die staatliche Schule geschlossen blieb, denn von der Koranschule und Gottes Wort gab es keine Pause, außer an Idd und Maulid, oder wenn man krank war und im Bett bleiben musste. Kopfweh, Bauchschmerzen oder eine nässende Schürfwunde am Knie waren keine Ausrede, blutende Verletzungen hingegen schon. An gewöhnlichen Tagen gingen wir vormittags in die Grundschule und nachmittags in die Koranschule. In den Ferien verbrachten wir unsere Zeit komplett in der Koranschule, nicht am Meer, wo unsere krausen Locken ohnehin nicht im Wind geflattert hätten, und auch nicht auf dem Bauernhof unseres Großvaters, hätte er einen besessen.

Im Gegensatz zu vielen anderen Jungen aus meiner Klasse war ich mit der Koranlektüre gut vorangekommen. Als ich den Aufsatz über die Radtour schrieb, hatte ich die Koranschule bereits abgeschlossen. Ich war entkommen, mit anderen Worten hatte ich den Koran zwei Mal durchgelesen, von Anfang bis Ende. Jahrelang hatte der Lehrer mich jeden einzelnen Vers und jede Seite vortragen lassen und meine Aussprache korrigiert, bis ich mich nicht mehr verhedderte. Seither konnte ich flüssig und mit der korrekten Betonung aus dem Koran vorlesen, ohne jedoch viel vom Inhalt zu verstehen. Die Geschichten kannte ich auswendig, ich liebte die Geschichten, weil die Lehrer sie zum Anlass nahmen, uns von den Strapazen und Triumphen des Propheten zu berichten. In der Koranschule

von Msikiti Barza gab es einen, der besonders gekonnt erzählte. Manchmal, wenn sich ein wichtiges religiöses Ereignis jährte, stand er auf und bat uns, Tafeln und Bücher beiseitezulegen und einfach nur zuzuhören. In dem Fall musste uns niemand mehr ermahnen, still zu sein. Der Lehrer erzählte uns von der Geburt des Propheten, der Himmelfahrt und dem Einzug in Medina. Am besten gefiel mir die Geschichte von dem Engel, der dem Schafe hütenden Waisenjungen in den Hügeln von Mekka erscheint, ihm die Brust öffnet und sein Herz mit frischem Schnee wäscht. Egal, wie oft ich sie schon gehört hatte, sie faszinierte und rührte mich jedes Mal. Ein mit frischem Schnee gereinigtes Herz. Auf den Hügeln von Mekka war Schnee wohl nur schwer zu finden; wahrscheinlich hatte der Engel ihn aus den Wolken mitgebracht.

Und was taten die der Koranschule entkommenen Kinder nun in den Ferien? Nichts Besonderes. Sie schliefen aus, streiften den ganzen Tag lang durch die Straßen, saßen schwatzend herum, spielten Karten oder gingen schwimmen, was nicht als Urlaubsreise zählte, weil das Meer nur einen kurzen Fußmarsch entfernt war. Niemand erlebte etwas Aufregendes, und falls doch, war es höchstwahrscheinlich verboten und durfte in keinem Schulaufsatz erwähnt werden. Aber weil ich mich nicht über die absurde Aufgabenstellung beschweren, sondern einen Aufsatz schreiben sollte, erfand ich eine Geschichte über eine Radtour aufs Land. Ich benannte die Bäume, die mir Schatten spendeten, beschrieb den Jungen, der mir den Weg wies, als ich mich verirrt hatte, das Mädchen, das verschwand, bevor ich nach seinem Namen fragen konnte, und den blendend weißen Sandstrand, der mich am Ziel erwartete.

Mein Lehrer mochte den Aufsatz und zeigte ihn dem Direktor, der mir wiederum auftrag, in meiner schönsten Handschrift eine Kopie anzufertigen – in der Schule gab es keine Schreibmaschine – und sie zur allgemeinen Bewunderung ans Anschlagbrett zu hängen. Deswegen hatte er mich in sein Büro bestellt; um mich für meine Leistung zu loben. Als ihm kein Lob mehr einfiel und ich, statt mit den Füßen zu scharren und auf meine Entlassung zu warten, immer noch geduldig lächelnd vor ihm stand, zeigte er mir das Gruppenfoto, als wäre es ein Abschiedsgeschenk. Nimm das, aber geh. Mein Großvater Maalim Yahya stand am äußersten Rand und hinter seinen sitzenden Kollegen, ein großer, dünner, asketisch wirkender Mann, der den Blick des Fotografen ertrug wie eine Folter. Oder vielleicht litt er an den schlimmen Kopfschmerzen, die manchmal auch meinen Vater befiehlen. Meine Mutter hatte mir einmal erzählt, mein Vater habe die Kopfschmerzen von seinem Vater geerbt, der in dieser Hinsicht schwer geschlagen sei. Auf dem Foto trug Maalim Yahya einen Kanzu und darüber ein Sakko, sichtbares Zeichen für seinen Status als Staatsdiener. Mein Vater sah ihm kein bisschen ähnlich und kam wohl eher nach der Mutter, meiner Großmutter, die ich aber weder kennengelernt noch je auf einem Foto gesehen hatte.

Zu der Zeit ließ keine anständige Frau sich fotografieren, fürchtete sie doch, ihr Mann könnte, falls andere das Bild zu sehen bekamen, entehrt sein. Aber es steckte noch mehr dahinter, denn manchmal verweigerten auch Männer ein Foto. Beide Geschlechter hegten den Verdacht, ein Teil ihres Wesens könnte ihnen genommen und in die Aufnahme gebannt werden. Noch in meiner Kindheit – und ich kam lange nach

dem Gruppenfoto auf die Welt – wurden die fotografierenden Kreuzfahrttouristen mit Argwohn beobachtet, und wenn einer stehen blieb und seine Kamera hob, fingen die Anwohner aufgeregt zu rufen an, um ihn zu stören und zu verjagen. Sobald der Tourist verschwunden war, entspann sich eine Diskussion zwischen jenen, die um ihre Seele fürchteten, und anderen, die über so viel Aberglauben nur die Nase rümpfen konnten. Aus diesen Gründen hatte ich nie ein Foto von meiner Großmutter gesehen; ob mein Vater nach ihr kam, konnte ich nicht beurteilen. Doch als ich Maalim Yahya auf dem Gruppenbild sah, musste ich feststellen, dass ich ihm hinsichtlich Körperbau und Teint ähnelte. Über diese Ähnlichkeit freute ich mich sehr, verband sie mich doch mit Menschen und Ereignissen, von denen mein Vater mich durch sein beharrliches Schweigen abgeschnitten hatte.

Das Foto im Büro des Direktors war auf den Dezember 1963 datiert und damit am Ende des Schuljahres entstanden, kurz vor der Revolution. Kurze Zeit später würde Maalim Yahya seinen Job verlieren und nach Dubai gehen. Seine Frau und die beiden Töchter folgten ihm, mein Vater blieb allein zurück. Sie kamen nie wieder, nicht einmal für einen kurzen Besuch, und so konnte ich mir abgesehen von dem Gruppenfoto kein Bild von der Familie meines Vaters machen. Aber ich war damals sehr jung und wäre nie darauf gekommen, dass ich eins haben sollte. Meine Welt bestand aus mir, meiner Mutter und meinem Vater. Die Gesprächsfetzen, die ich als Kind aufschnappte, waren unterhaltsam, aber die darin erwähnten Menschen blieben mir fremd.

*

Über die Herkunft meiner Mutter wusste ich ein bisschen mehr. Meine Mutter hieß Saida und stammte aus gut situierten Verhältnissen. Ihre Familie war nicht reich gewesen, aber reich genug, um ein Stück Ackerland zu besitzen und ein Haus in der Nähe des Gerichtsgebäudes. Während Saidas Kindheit hatte in dem Viertel die Oberschicht residiert, Leute mit Verbindungen in die Regierung des Sultans, die abgeschieden hinter hohen Gartenmauern lebten, und auch europäische Kolonialoffiziere mit einer Vorliebe für arabische Villen mit Meerblick. Wenn Letztere ihre feierlichen imperialen Rituale begingen, trugen sie weiße, mit Fantasieorden geschmückte Leinenuniformen, federbesetzte Korkhelme und Schwerter in kostbaren Scheiden. Sie traten auf wie Eroberer, verliehen sich pompöse Titel und hielten sich für Aristokraten. Beide Gruppen glaubten, sie seien von der Natur bevorzugt, schließlich hatte diese sie nobel erschaffen und ihnen das Recht verliehen zu herrschen, und natürlich auch die entsprechende Bürde.

Der Vater meiner Mutter, Ahmed Musa Ibrahim, war ein gebildeter und weit gereister Mann, der für derlei Größenwahnsinniges patrizisches Gehabe nichts übrig hatte. Er sprach lieber über Gerechtigkeit, Freiheit und das Recht auf Selbstverwirklichung. Am Ende sollte er für diese Haltung teuer bezahlen. Er hatte zwei Jahre lang das Makaree College in Uganda besucht und anschließend für ein Jahr Gesundheitsmanagement an der Universität von Edinburgh studiert. Zwischen den Studiengängen hatte er mehrere Wochen bei einem Freund gewohnt, der an der amerikanischen Universität von Kairo Pädagogik studierte. Anschließend hatte er Beirut besucht und auf dem Rückweg nach London drei Wochen

in Istanbul verbracht. Die Jahre in Kampala und Edinburgh und seine zahlreichen Reisen in berühmte Städte verliehen ihm eine Aura von Glamour und Kultiviertheit, und wenn er von den Sehenswürdigkeiten erzählte, die ihm unterwegs aufgefallen waren, verfiel sein Publikum in andächtiges Schweigen. Wenigstens erzählte meine Mutter es so; angeblich hatte sein Wort großes Gewicht. Er arbeitete in einem Labor des Gesundheitsministeriums, nicht weit von seinem Zuhause entfernt. In erster Linie engagierte er sich für die Kampagne zur Ausrottung der Malaria, doch er unterstützte auch Projekte zur Eindämmung von Cholera und Ruhr, analysierte Proben und gab Seminare. Manche Leute sprachen ihn mit *Doktor* an und baten ihn um medizinischen Rat, woraufhin er sie lachend darauf hinwies, dass er eine Art Rattenfänger sei und sich mit Leistenbrüchen, Hämorrhoiden, Bruststechen und Fieber nicht auskenne.

Von ihm existiert ebenfalls ein Foto. Es wurde hinter dem Gebäude der Gesundheitsbehörde aufgenommen, gleich neben dem Tor zu dem Hof, wo die Dienstwagen parkten. Er trägt darauf einen weißen Leinenanzug, bei dem nur der mittlere Jackettknopf geschlossen ist, und einen roten, in keckem Winkel aufgesetzten Tarbusch. Sein Kopf ist leicht zur Seite geneigt, sodass sich zwischen Quaste und Tarbusch eine Lücke ergibt. Er hat den rechten Unterschenkel vor den linken gesetzt, was die Aufmerksamkeit auf seine braunen Schuhe lenkt, und stützt sich mit dem rechten Arm an den unverwechselbaren Neembaum neben dem Tor. Im Hintergrund ragt ein riesiger Flammenbaum auf und überschattet die Straße vor dem Gebäude. Mit seiner launigen, fröhlichen Pose führte mein Großvater seine Modernität vor, immerhin

war er ein Kosmopolit, der einige der größten Metropolen der Welt bereist hatte: Kairo, Beirut, London, Edinburgh und sogar Istanbul. In Atatürks Türkischer Republik galt der Tarbusch als rückständig und war abgeschafft worden, andernorts (Ägypten, Irak, Tunesien) kam er während der 1950er aus der Mode oder geriet zum Symbol der korrupten Baschas, Beys und geschlagenen Truppen des arabischen Nationalismus, aber diese Information hatte den Vater meiner Mutter zum Zeitpunkt des Fotos anscheinend noch nicht erreicht. In seinen Augen stand der Tarbusch für eine kultivierte islamische Moderne, er war weltlich und ein praktischer Ersatz für den mittelalterlichen Turban. Der weiße Leinenanzug wirkte da schon zweideutiger: einerseits war er ein Zugeständnis an Europa, ähnlich wie die braunen Schuhe in einer Sandalen tragenden Gesellschaft, andererseits war er weiß, und mit Demut getragenes Weiß ist die Farbe von Huldigung, Gebet, Pilgerschaft, Reinheit und Hingabe. Die unbeholfen gekreuzten Beine und das unsichere, halb entschuldigende Lächeln auf dem vollen, pausbäckigen Gesicht befreiten das Foto von jeder Eitelkeit. Fast schien der Porträtierte sich zu fragen, ob er es mit der Kostümierung zu weit getrieben hatte.

Ahmed Musa Ibrahim gehörte einem losen Zirkel aus anti-kolonialen Intellektuellen an, Menschen wie er, die sich für das Weltgeschehen interessierten und von Saad Zaghlul Pascha gehört hatten, dem ägyptischen Staatsmann (daher der Tarbusch), und auch von Gandhi, Nehru, dem tunesischen Aufrührer Habib Bourguiba und Marschall Tito – allesamt nationalistische Anführer, die sich von Imperialisten verschiedenster politischer Couleur nicht einschüchtern ließen. Die antikolonialen Intellektuellen, mit denen Saidas Vater

verkehrte, wollten so modern sein wie die von ihnen verehrten Nationalisten. Sie wollten selbst über ihr Schicksal bestimmen und die allgegenwärtigen, selbstgerechten, Zurückhaltung heuchelnden Briten loswerden. Wer wie Saidas Vater direkt mit ihnen zu tun hatte, wusste genau, dass ihr selbstironisches Auftreten in Wahrheit nur die blasierte, herablassende Arroganz kaschieren sollte, mit der sie anderen Menschen begegneten, vor allem *gebildeten Eingeborenen* wie ihm, die besser in Untertänigkeit und Ignoranz verharren sollten. O ja, er kannte sie. Sie schmunzelten über Babu-Geschichten von Einheimischen, die sich wie ein Imperator Seth vergeblich um Modernität bemühten – Diplom in Gesundheitsmanagement (nicht bestanden) –, und lobten sich dann ganz bescheiden für die unendliche Geduld, mit der sie, die selbst ernannten Herrscher, ihre Untertanen behandelten. Was hätten sie sonst tun sollen? Und wenn sie mit ihren manipulativen und rücksichtslosen Methoden konfrontiert wurden ... nun ja, manchmal erforderte Güte eben eine gewisse Grausamkeit.

»Niemand hat die Briten gebeten herzukommen«, sagte die Mutter meines Vaters. »Sie sind trotzdem hier, weil sie gierig sind und von dem Wunsch getrieben, mit ihrer Anwesenheit die ganze Welt zu beglücken.«

Sie sagte das in den 1950ern, in einem kolonisierten Land – ganz bestimmt nicht der richtige Ort für solche Worte. Die britischen Verwalter verdrängten nach Kräften, dass sie Eroberer waren und mittels Zwang und Strafe regierten, und betrachteten jeden in diese Richtung gehenden Kommentar als *aufwieglerisch*. Das Empire liebte den Begriff, dabei waren Worte wie diese beinahe schon überholt: *aufwieglerisch*, *gewählte Regierung*, *konstitutionelle Macht*. Die Zeit der Bri-

ten war abgelaufen. Es kam zu hitzigen Debatten bis spät in die Nacht, lautstarken Diskussionen im Café und politischen Versammlungen, auf denen die Aktivisten hasserfüllte Reden schwangen. Während die politischen Grenzen neu gezogen wurden, verheimlichten Freunde ihre Ansichten voreinander oder zerstritten sich ganz. In dieser aufregenden, geradezu berausenden Zeit standen die britischen Polizisten machtlos am Rand der jubelnden Menge, blickten finster drein und wussten: Das Ende der Mabeberu samt ihrer Lakaian und Handlanger war gekommen.

In so einer Zeit konnte Saidas Vater gar nicht anders, als sich in die Politik einzumischen. In den Jahren vor der Unabhängigkeit kündigte er seinen Job, weil er nicht mehr für eine Kolonialregierung arbeiten konnte, deren Umsturz er eigentlich plante. Sein Anstellungsvertrag schloss derlei Aktivitäten explizit und aus guten Gründen aus, und wenn er dagegen verstieß, würde er ins Gefängnis kommen. Also zog er sich auf sein Stück Land zurück und baute Gemüse an, das er auf dem Markt verkaufte, beziehungsweise bezahlte er andere dafür, dass sie ihm, während er mit in die Seite gestemmen Armen daneben stand, die harte Arbeit abnahmen. Es mochte so aussehen, als täte er nichts, erklärte er seiner Familie, aber wenn er nicht dort sei, würden die Arbeiter sofort aufhören und sich unter dem nächsten Baum schlafen legen. »Wir haben einfach keine Disziplin«, sagte er, »das ist unser größtes Problem.«

Er wurde zum inoffiziellen Berater einer politischen Partei und engagierte sich bei der Wählerregistrierung und der Alphabetisierungskampagne. Er warb für die Partei, trat bei örtlichen Spendenveranstaltungen auf und organisierte lär-